



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralconferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

13. Jahrgang.

Blumenau, im Juni 1920.

Nr. 6.

Festpredigt bei der Gemeinde-Verbandsversammlung in Blumenau am 18. April 1920.

Matth. 6, 10: Dein Reich komme.

Werte Amtsbrüder und Kirchenvorstände, teure Glaubensgenossen! — Weltgeschichtliche Ereignisse von größter Bedeutung und Folgeschwere, auch für uns, die wir dem Herd des ungeheuren Weltbrands und Völkerlebens räumlich fern waren, sind wie die Wogenstürze eines Kataraktes dahingebraust, seitdem wir das letzte Mal in diesem stillen, gastlichen Kirchenraum zu brüderlichem Zusammensein versammelt waren. Was unsere Herzen und Sinne heute zuerst bewegt, laßt mich durch einen Vergleich zum Ausdruck bringen.

Einer der namhaftesten brasilianischen Schriftsteller schildert seinen Besuch bei einem der großen Wasserfälle, an denen Brasilien reich ist, in Verbindung mit einem eigenartigen Erlebnis. Kurz zuvor war ein Bootsführer oberhalb der Fälle in die reißende Strömung geraten; die furchtbare Gewalt der dem Sturz zufließenden Wassermassen hat ihn unrettbar mit in die schreckliche Tiefe gerissen. In dem von Gischt schäumenden und strudelnden, kesselartigen Becken am Fuß der Fälle, worin sich die Wasser mit rasender Schnelligkeit drehen, sieht man die Leiche vom Mahlstrom im Kreis umhergetrieben. Ein Freund des Verunglückten birgt endlich unter Lebensgefahr den Leichnam; er wird, schon in abschreckendem Zustand, in der Kapelle des Orts aufbewahrt; das Trauergefolge hält sich möglichst fern. Plötzlich teilt eine ältliche Frau verzweifelt die Menge und stürzt sich zur Leiche. Sie fällt auf die Kniee, ergreift eine der Hände und bedeckt weinend, schluchzend mit zärtlichen Küßen die erkalteten Glieder. — Das war die Mutter! Das war Mutterliebe.

Liebe Zuhörer! Es ist das Land, darin wir wohnen, das solche Mütter hat, Mütter nach dem Vorbild der schmerzreichen Maria, die den wundenbedeckten, blutüberströmten Leib ihres heiligen Sohnes am Kreuze umfing und zum Grabe geleitete.

Preis dem Lande, das auch Männer, Dichter hat, die solche Mutterliebe darzustellen und zu verherrlichen wissen!

Darf, so frage ich nun, in diesem Lande die Kindes- und Sohnesliebe kleiner sein? Müßte nicht die heißere Sonne schon, und der glühendere Patriotismus, der uns hier umweht, unsere nordisch-kühlen und lieblos-kaltgewordenen Seelen entzünden zur reinen Flamme der Sohnesliebe gegen eine, o so treu gewesene Mutter?

Unsere Volksmutter ist es, Germania, die vier Jahre lang, von Heldenöhnen verteidigt, gegen die reißende Strömung und den tödlichen Absturz in den Abgrund sich gewehrt hat, worin ihre Feinde sie stoßen wollten, bis die Hände eigener, entarteter Kinder die haltenden Taue losließen und den Niederbruch selber herbeiführten. Der schimmernden Krone beraubt, zerraut und geschunden, wird die unglückliche Mutter nun in den von der Hölle aufgewirbelten

Strudeln und Wirbeln der Revolution wie in einem graufigen Mahlstrom umhergetrieben.

Was wird noch geschehen? Es komme, was noch kommen mag und soll, die Treue und Liebe, die jene brasilianische Mutter der entstellten Leiche ihres Sohnes bewies, sei uns Vorbild und Rechtfertigung der Liebe und Verehrung, die unser Herz erfüllt für das christliche Deutschland, die Mutter, deren Blut und Schoß wir entsprossen sind.

Wenn alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden nicht ausgestorben sei.

Vielleicht möchte jemand ängstlich und besorgt fragen: Ist es uns hierzulande auch gestattet, nicht bloß polizeilich, sondern auch sittlich erlaubt, so zu denken und zu fühlen?

O, mein L., wenn die edelsten Gefühle, deren ein Menschenherz fähig, gewedt und entbunden werden, Treue und Dankbarkeit, Opferwilligkeit und Selbsthingabe, in Ueberwindung aller kleinlichen Eigenliebe und Selbstsucht, da tun wir einen Schritt hinein in das Reich, das jenseits aller irdischen Schranken und Grenzen liegt, in das Reich, nicht von dieser Welt, das Jesus Christus vom Himmel her auf die Erde brachte, wie eine heilige Kolonie in der Sündernacht gründet, in das Reich Gottes.

In einer Zeit, da so vieles, was uns ehrwürdig, teuer und lieb war, wankte und bebt, kürzte und fiel, da alte, einst mächtige Reiche zergingen, glänzende Kronen, hohe Throne in den Staub sanken, da alte Ordnungen des Staats-, Kirchen- und Gesellschaftslebens erschüttert, gelockert oder gar aufgelöst wurden, welches Reich, welcher Thron, welche Ordnung, kurz was bleibt da fest und unerschütterlich? Als Christen wissen wir es: Nur was von Gott ausgeht, auf Gott gegründet ist, in Gott sein Ziel hat, Gottes Wort, Gottes Willen, Gottes Reich!

Die zweite Bitte des Vaterunsers, „Dein Reich komme“ sei uns wie für diese gegenwärtige Weltzeit, so für unsere heutige Versammlung und Tagung der führende Leitspruch und dedende Schild. In diesem heiligen Wunsche, sind alle Christen Hoffnungen und Christenpflichten keimartig enthalten, die Bitte: Dein Reich komme macht klar: 1. die Art unserer Stellung: Wir sind eine Kolonie des Himmelreiches, 2. die Richtung unserer Arbeit: Wir treiben die Werke des Reiches Gottes.

Unsere Stellung in der Welt, zu Gott und Menschen wo immer wir sind, bestimmen wir klar und deutlich mit dem Satze: Wir, unsere christliche Gemeinschaft, sind eine Kolonie des Himmelreiches. Was bekennen wir damit? Ein Dreifaches: Unser wahres Vaterland ist der Himmel. Wir stehen auf Erden im Reichsdienst Jesu Christi, Wir fallen von unserm König nicht ab, sondern bleiben seine Untertanen.

Unser wahres Vaterland ist der Himmel; unsere echte Seelenheimat ist droben im Licht, unsere liebste Mutterstadt ist das himmlische Jerusalem, die unsichtbare Gotteswelt. Da ist Gott selbst der König; die Engelheere

sind seine Diener und die Geister der vollendeten Gerechten sind um ihn in ungetrübter Seligkeit. Immer, wenn wir in Dank und Anbetung den Lobpreis darbringen dem dreimal heiligen Herrn Zebaoth, mit allen Engeln und Seligen, da bekennen wir uns zum ewigen Gottesstaat und freuen uns des Bürgerrechts daselbst, daß unsere Namen im Himmel angeschrieben sind, wenn wir auch noch im Leibe wallen, und noch ferne sind von unserem Herrn und König.

Aber wie ist denn das Band geknüpft worden von unserer armen Erde und der sündigen Menschheit mit dem heiligen Gott in seinem himmlischen Reiche? Wie einst Alvaros Cabral in Brasilien landete und hier eine Kolonie für den König von Portugal gründete, so ist Jesus Christus vom Himmel zur Erde gekommen und hat hier selbst eine Kolonie des Himmelreiches gegründet. Er hob an, wie es von lange her vorbereitet war, im Volke Israel, dem er sich anbot als der verheißene messianische König, als den ihn das Volk und seine Führer nicht erkannten. Dann hat er als einfacher Sämann sein Reich unter den Seelen gepflanzt, die ihn annahmen, und endlich hat er als der erhöhte Herr in göttlicher Majestät seine Jünger gesandt als Boten in alle Welt, zu allen Völkern, nicht mit Waffen und Wehr, sondern mit Wort und Sakrament.

So ist sein Reich auch zu uns gekommen, nicht in menschlicher Entstellung als ein Papst- und Priesterregiment, sondern in der schlichten Weise der Einsetzung: der himmlische Vater gibt seinen heiligen Geist, daß Sünder seinem heiligen Worte durch seine Gnade glauben und göttlich leben, als die Kinder Gottes hier zeitlich und dort ewiglich. So sind auch wir berufen und geheiligt; versetzt unter die Herrschaft des Sohnes Gottes, und haben und genießen die herrlichen Reichsgüter als Gnadengeschenke des Königs: Vergebung der Sünden, Kindschaft Gottes und Erbschaft des ewigen Lebens. Sein Reich komme immer mehr auf uns mit Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. In froher Erfüllung der Reichspflicht wollen wir darin Christo dienen. Wir stehen im Genuß und im Dienst seines Reiches. Und wir fallen nicht ab! Trotz aller Demokratie der Zeit! Wir bleiben treu dem König, dem Haupte, dessen Glieder wir sind, der uns mit seinem Geist beschenkt, belebt, beseligt.

Irdische Kolonien haben es als Großes angesehen, vom Mutterland abzufallen, unabhängig, selbständig zu werden. Wir bleiben Kolonie; wir wollen und erbitten sogar eine immer stärkere Hereinwirkung des himmlischen Reiches. In aller Trübsal der Zeit steigert sich die Bitte zu sehnsüchtiger Inbrunst: Dein Reich komme; ja komm, Herr Jesu!

Freilich, die Versuchung zum Abfall ist groß und stark. Der Versucher geht umher, flüstert und raunt, ruft und schreit: Wenn nichts Festes, Sicherer, Gewisses in der Welt ist, wenn sich alles dreht und wendet wie ein Rad, da ist es das Beste: Denke nur an dich selbst und höchstens an den engen Kreis der Deinen, die zu dir gehören. Laß die andern reden von Pflichten gegen die Allgemeinheit, gegen Staat und Volk, Kirche und Gemeinde, laß sie predigen von Gottesreich und Ewigkeit, Himmel und Hölle, hab du nur unbeirrt dein eigenes Interesse im Auge, das sei dein fester Pol in der Erscheinungen Flucht.

Reich an dich, was du kannst, mit List oder Gewalt, mit Schieben und Schlen, mit Wucher und Ausbeutung — ein Narr, wer es nicht tut und Rücksicht auf andere nimmt! Keine Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen, vor niemand, nur vor sich selbst. Das ist der Abfall von Gott, seinem Reich und Gebot, das ist die Kolonie des Satans. Da lösen sich alle Bande von Zucht und Ordnung, von Treue und Liebe, da fallen die Stützen jedes Gemeinwesens dahin, Ehrlichkeit, Fleiß, Pflichterfüllung, da herrscht der krasse Egoismus, da hebt sich schließlich eine Hand gegen die andere, das Faustrecht gilt wie in alter Zeit, schließlich wüthet der Bürgerkrieg mit Raub und Mord und das Ende ist — das Elend, der Hunger, Knechtschaft unter dem Fremden, Betteln bei den Fremden!

Die geschichtlichen und prophetischen Bücher des Alten Testaments stellen uns für alle Zeiten zum warnenden Beispiel vor Augen den Untergang des Volkes Israel, das zum Gottesvolk berufen, durch sein halsstarriges Widerstreben selbst das Verderben auf sich herabbeschwor.

Und das deutsche Volk, in der biblischen Geschichte so belehrt und unterrichtet, in seiner Geschichte bisher so hoch

begnadet, ging trotzdem, in seiner Mehrheit — den gleichen Weg. Es verlieh sich auf Menschen wie Wilson wie auf einen Heiland und trank sich am Taumelkelch einer falschen Demokratie dumm und krank und elend.

Wie rief doch Jesus aus über die unbüffertigen Städte am galiläischen Meer, wo so viele seiner Taten geschehen waren? Wehe dir Chorazin, wehe dir Bethsaida! Und du Kapernaum, die du bist erhoben bis an den Himmel, du wirst bis in die Hölle hinabgestoßen werden. Ja, wahrlich, Städten und Ländern, die wir wegen ihrer Sittenverderbnis mit Sodom und Gomorrha verglichen, geht es erträglicher als Deutschland. Schon Luther hat sein deutsches Volk gewarnt und ihm das Beispiel der östlichen Länder, wie Syrien und Kleinasien und Griechenland vorgehalten, ehemals blühende, christliche Länder, die Stätte der ersten Christengemeinden, nun haben sie, sagte Luther damals, den Türken. — Und nun haben sie, drüben am Rhein und darüber hinaus, statt des Zukunftsstaats und des Paradieses auf Erden — den Franzosen mit all seiner Willkür und Rachsucht!

Darum, kein Abfall vom lebendigen Gott und seinem Reich! Im Gegenteil! Immer näher zu ihm und Jesu, immer enger mit ihm verbunden, da liegt das Heil! Da winkt die Vollendung! Behaupten wir mit aller Macht, mit aller Kraft unsere Stellung: Wir sind eine Kolonie des Reiches Gottes, wir sind Glieder des Leibes, da Jesus Christus das Haupt ist, der König freilich, der nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele und alle, die zu Untertanen habe, zu den Seinigen zähle, die an ihn glauben und ihm nachfolgen.

Kolonien werden vom Mutterland gegründet; mit seinen Kräften, Gütern und Rechten ausgestattet und beschenkt. Wenn jedoch die Kolonie weiterhin gedeihen soll, gilt es auch eigene Arbeit, eigenes Schaffen und Wirken, aber die Richtung ist gegeben; der Charakter ist bestimmt. Das gilt selbst für irdische Kolonien. Trotz aller Unabhängigkeitsfeiern ist und bleibt z. B. Brasilien im Ganzen portugiesisch in Sprache und Kultur, ja ist geradezu engherzig eifersüchtig darauf, es bis ins Kleinste zu sein und zu bleiben. Im Reich Gottes auf Erden gilt es, im Sinn des Gründers Jesu Christi die Werte seines Reiches zu treiben und so in unserem Teile beizutragen, daß das Reich Gottes komme.

Das ist das Zweite: Die Richtung unserer Arbeit, ist bestimmt, wir treiben die Werte des Reiches Gottes. Im Lichte der Bitte: „Gottes Reich komme“, müssen nun werden: die geistlichen Amtsdienste zu Werken des Lebens; die Pflge- und Heildienste zu Werken der Liebe; die selbstsüchtigen Mammons-dienste des Erwerbslebens zu Opferwerken der Selbstentäußerung.

Teure Amtsbrüder und Vorkände! — Unsere Wirksamkeit und die Gemeinde und ihre Frucht ist zunächst zu erkennen und zu prüfen an den Zahlen der Gemeinde- und Kirchenstatistik. Wieviel Mitglieder, wieviel Tausen, Konfirmationen, Trauungen und kirchliche Beerdigungen, wieviel Abendmahlsgäste; wieviel Polizei- und Gerichtsfälle, wieviel uneheliche Kinder, Mißgehen, Uebertritte; — wie wird dem Religionsunterricht der Jugend genügt unter den neuen Schulgesetzen, alle die Fragen über das Verhältnis von Kirche und Staat, und Schule und Kirche — welch großes, reiches und schwieriges Arbeitsfeld breitet sich da aus vor unsern Augen, für die ideale Durchdringung und die organisatorische Bewältigung der gestellten Aufgaben.

Wahrlich, wenn in allen diesen Punkten eine Gemeinde gute Zahlen und erfreuliche Berichte vorlegen kann, wieviel große und treue Arbeit steckt darin von Geistlichen und Aeltesten!

Und doch, vergleichen wir das Leben unserer Gemeinden mit denen der apostolischen Zeit, der Tage der Reformation oder der Periode des Pietismus, wie fällt uns schwer aufs Herz, daß so vieles bei uns nur Erfüllung der äußeren Form ohne rechten inneren Eifer, ohne Herzenswärme und seelische Glut ist! Ach, gemessen an der rechten und wahren Heilandsliebe, die sich verzehrt im Eifer um das Haus Gottes, verglichen mit den Güts- und Blutsopfern der Märtyrer, wie möchte man doch wünschen, daß Gott ein reicheres Maß seines Geistes unsern Gemeinden schenken möchte, daß er die Geistesgaben der hohen Zeiten der Kirchengeschichte erneuere und alle Amtswerke auch Lebenswerke sein lassen möge, die Leben und Geist zeugen und schaffen. Der ganze kirchliche Amtsdienst, alles gemeindliche Organisieren, bereitet nur den Weg, daß die Ge-

meinde werde zu einem lebendigen Organismus, zu einem Leib, der zusammenhängt mit dem Haupte Jesus Christus, von welchem aus der ganze Leib zusammengefügt ist und ein Glied am andern hanget durch alle Gelenke und machet, daß der Leib dadurch wächst zu seiner selbst Besserung und das alles in der Liebe.

Meine Lieben! Wir haben in der gegenwärtigen Zeit eine ganz besondere, köstliche Aufgabe, gerade der alten Heimat und ihrer Kirche gegenüber, von wo wir bisher soviel Pflege bekamen. Drüben ringen sie, unter den neuen Verhältnissen, mit Fragen, die für uns längst gelöst sind. Wegfall des landesherrlichen Kirchenregiments, Trennung von Staat und Kirche, — wir haben das schon lange — o daß wir zeigen möchten, wir sind trotzdem lebendige Gemeinden!

Auch auf uns, wie auf die evangelischen Glaubensbrüder im Baltischen, könnte ein Verfolgungsturm loswettern und wir blieben fest! Wir würden, Älteste und Hirten, in rohesten Gewalttaten lieber den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib nehmen lassen, als zu verleugnen und den Glauben abzuschwören! Wir sind hierzulande wieder in ruhigere Zeiten eingetreten. Aber die Schul- und Erziehungsfrage unserer Kinder bewegt uns ernstlich. Eine lebendige Gemeinde weiß auch da Rat und Weg, selbst durch große Opfer hindurch; denn der Herr ist bei ihr als ihr Helfer und Beistand.

Vom Schulwesen der ersten Christengemeinden wissen wir so gut wie nichts — und doch waren diese Gemeinden gerade die lebendigsten! Sie ließen das Wort Christi reichlich unter sich wohnen, lehrten und vermahnerten sich selbst mit Lobgesängen und geistlichen, lieblichen Liedern! So haltet es auch in den Häusern hin und her, wo die Schule nicht ausreicht oder noch kein Ersatz geschaffen ist. Eine lebendige Gemeinde ist eine selbsttätige Gemeinde, eine Gemeinde in Christo lebendiger Persönlichkeiten. Der Herr komme uns mit seinem heiligen Geist zu Hilfe! Mit unserer Macht ist nichts getan; er komme selbst mit und in seinem Reiche, daß alle unsere Amtsdienste in der Gemeinde werden zu Werken voll Geist und Leben! Und alle Heil- und Pflegedienste zu Werken der barmherzigen Liebe!

Seilen und Helfen war untrennbar verbunden mit unseres Heilands irdischer Tätigkeit; sein Reich kam, wo das Evangelium gepredigt, wo aber auch Taten und Zeichen geschahen der barmherzigen, heilenden und helfenden Liebe. Eine christliche Gemeinde, ein Gemeinde-Verband, eine christliche Kirche wäre tot und kalt, wo nichts geschähe für die Kranken und Elenden, für die Alten und Verlassenen, für die Witwen und Waisen, für die Krüppel und Blinden. Eine deutsche Kriegsschwester, die die mit anderen nach Bulgarien gesandt war, berichtet, wie man dort vom Schwesternwesen nichts wußte, es erst mit Mühe schaffen und ins Leben rufen mußte. Welch ein Urteil zugleich über die bulgarische christliche Kirche!

Wir freuen uns von Herzen und sind stolz, wenn wir im „Christenboten“ oder anderen Veröffentlichungen lesen von den opfermütigen Pflegediensten der Krankenschwestern im Kriege, unter den schwierigsten Umständen, in vielfacher Lebensgefahr! Die Männer haben schließlich die Waffen niedergelegt, haben eine herrliche Flotte ausgeliefert und sind zum Feinde übergelaufen — die Frauen, die Schwestern haben ausgehalten. Sie sind nicht ermattet, nicht abgestumpft, nicht erkaltet in dem furchtbaren, endlosen, aufreibenden Lazarettbetriebe; sie haben in jedem der Hunderte, ja Tausende von Kranken, an denen eine Schwester zu pflegen hatte, immer wieder Jesum gesehen und sein Reich nahe gespürt.

O daß auch das Krankenhaus, das wir errichtet haben und bald einweihen wollen, immerdar heilende, helfende, pflegende Persönlichkeiten haben möchte, deren Dienste, welcher Art sie immer seien, Werke der barmherzigen Liebe sein mögen, daß auch über diesem Hause geschrieben stehe: „Dein Reich komme“, daß das Krankenhaus sei, wie es eine andere Sprache schon ausdrückt, ein Gasthaus oder Reichshaus Gottes!

Wieviel geistliches Leben, wieviel barmherzige Liebe in einer Gemeinde wirklich vorhanden ist, Gott allein weiß es, der in die Herzen sieht; der menschliche Blick aber vermag es immerhin zu erkennen an den sichtbaren Zeichen, den Kirchen- und Kranken- oder Barmherzigkeitshäusern. Alle regen christlichen Zeiten waren eifrig in deren Bau. Was für gewaltige Dome und Münster, wieviel reich ausgestattete Spitäler sind doch in den Ländern der christlichen Kultur errichtet, besonders auch in Deutschland. Mit den großen Leistungen der Katholiken in früherer Zeit wetteiferten bald auch die Protestanten.

Aber ist es nicht oft, als ob Kirche und Krankenhaus nur wie stille Inseln unter der Herrschaft Christi sind, während ringsum das geschäftige Erwerbsleben flutet, der Streit um Wein und Dein tobt, die Hege nach Glück und Gewinn dahinbraust wie eine wilde Jagd, ohne Gedanken an Gott, an sein Gebot und sein Reich? Mammonsdienst überall, Werte der Selbstsucht, nicht der Selbstentäußerung.

Wessen sind wir Zeugen geworden im deutschen Volke? Wie ein Mann stand es auf zum Verteidigungskampf für Ehre und Freiheit, zum Schutz von Haus und Land. Welche unerglichen Heldentaten sind vollbracht worden im Kämpfen und Dulden, im Wagen und Entsagen, im Leiden und Sterben! Welch heldenhaften Anlauf nahmen sie, in der Zwangswirtschaft des Krieges ein einzig Volk von Brüdern und Schwestern zu sein, wo jedem Brot und Fleisch, Fett und Kartoffeln nach Gebühr und Bedürfnis, nicht nach dem Geldbeutel zugeteilt wurde. Die erste Christengemeinde hielt, voll des heiligen Geistes, alle Dinge gemein; keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein.

Wie schwer, wie bitter hat es sich aber am deutschen Volke gerächt, daß keiner seiner Führer, weder Kaiser noch König, nicht Marschall noch Minister, nicht Prälat noch Prediger, daß nicht alle zusammen erklärten: In der Zeit der gemeinsamen Not, da jeder sein Alles gibt fürs Vaterland, was er hat an Kraft und Leben, Leib und Blut, da gibts keinen Unterschied in Sold und Gehalt und Gewinn, da hat der Kaiser nicht mehr als der Soldat, der Fabrikant nicht mehr als der Arbeiter, der Großgrundbesitzer nicht mehr als der Tagelöhner, der Bauer nicht mehr als der Städter, der Verkäufer nicht mehr als der Käufer.

So wäre ein Pfingsten des deutschen Volkes angebrochen, aber ohne diese Entsagung und Selbstentäußerung, wo auch der weltlich Höchste nach dem Vorbild Jesu Knechtsgestalt annehmen mußte, ist zum Zusammenbruch gekommen, zur Entfesselung der niedrigsten und gierigsten Triebe menschlicher Natur, zu Revolution und Umsturz und täppischen Versuchen, ohne den tragenden Grund göttlicher Heilsgedanken ein Neues aufzubauen, mit rein menschlichen, unzulänglichen Mitteln. Wo der beste, göttliche Samen hätte aufgehen sollen, da ist die Teufelsaat der Kriegsgewinnler und Kriegswucherer ins Kraut geschossen, wo nicht gar der blutige Wahnsinn der Spartakisten und Bolschewisten ausbrach.

Wenn trotz aller klaren Worte und Beispiele, welche die Heilige Schrift darbietet, die Christenheit vom Mammonismus, d. h. von der Geldsucht und Reichumseligkeit nicht loskommen kann, dann läßt Gott Kriege und Revolutionen zu und glüht im eisernen Ofen der Trübsal gerade die Völker, die er lieb hat. Die mit dem Schwert oder dem Hammer bewehrte Faust schlägt dann drein, zerschlägt viel Gutes und Edles mit und mühsam wird wieder aus den Trümmern aufgebaut, wie einst Jerusalem, arm und gering, aus der Zerstörung wiedererstand.

Wie war es vor der Sintflut? Sie aßen und tranken, sie kauften und verkauften, arbeiteten und produzierten, freiten und ließen sich freien, es war ein flotter Betrieb in allem — bis die Flut hereinbrach.

Es gab schon vor dem Kriege eine kleine Gruppe von Pfarrern, besonders in der Schweiz, die trat mit großem Nachdruck dafür ein, daß man in der Kirche nicht bloß immer vom inneren, persönlichen Christentum rede und es draußen gehen und treiben lasse, wie es kommt und mag. Fangt doch nur einmal energisch in der Wohnungsfrage an, rief ein solcher Prediger, sehet als Christen nicht länger zu, daß eine kleine, reiche Familie ein übergroßes, prunkvolles Haus, ja Schloß bewohnt und eine andere kinderreiche in einer Dachstube oder Kellerwohnung zusammengepfercht ist. Schafft vorher aus eigenem Antrieb Wandel, ehe die Revolution es tut? Hatte er nicht recht? Ist es jetzt nicht genau so gekommen, an vielen Orten, besonders durch die Bolschewisten in Rußland? Aber in wüstem, greulichem Durcheinander, statt in christlicher Ordnung!

Die Ereignisse im alten Europa richten an uns im jungen Amerika doch die deutliche Frage: Was lernt ihr daraus? Werdet auch ihr die Schraube der angeblichen Kultur immer höher drehen, bis der Zusammenbruch und Umsturz kommt?

Zunächst haben die neuen Länder Amerikas gar nichts voraus in diesem Sinne vor denen Europas. Erst als Kolonien, dann als selbständige Staaten, ob republikanisch oder monarchisch, sind sie rechte Ausbeuterstaaten geworden, sei es der Eingeborenen oder der eingeführten Schwarzen, dann der

einwandernden arbeitenden Klassen, um den sozial höchst Stehenden den denkbar größten Luxus auf Grund maßlosen Reichtums zu ermöglichen. Amerika, das demokratische, republikanische Amerika wurde das Land der Millionäre und Milliardäre. Nordamerika hat am Kriege teilgenommen als einem ungeheuren kapitalistischen Beutezug im alten Europa. Wenn ein Jang geblüht ist dann wird eine Stiftung gemacht, wie es Carnegie tat oder jetzt für Brasilien der Petroleumkönig Rodesfeller. Unserer deutschen evangelischen Auffassung entspricht weder der Bettler an der Kirchentür, wie in katholischen Ländern, noch die Stiftung des Multimillionärs, wir halten am schlichten apostolischen Wort fest: „Daß keiner zu weit greife“.

Ueber die Stellung in diesen Fragen müssen wir unsere feste Ueberzeugung haben; denen gerade die deutschbürtigen und besonders evangelischen Bewohner Südbrasilien werden noch eine ungemein wichtige Rolle im Wirtschafts- und Gesellschaftsleben und damit auch im geistigen und geistlichen Leben Südamerikas spielen.

Die Staaten Argentinien und São Paulo haben in ihren Hauptstädten ein großes Industrie-Arbeiter-Proletariat und auf den großen Gütern des flachen Landes ebenso eine große Landarbeitermasse, beidemal meist aus Italienern zusammengesetzt. Wenn dort die kapitalistische Entwicklung, die unsinnige Steigerung des Luxus so weiter geht, wie bisher, so wird auch die soziale, ja bolschewistische Gegenwirkung immer stärker werden und eines Tages wird in den Großstädten, die Millionen für den Karneval ausgeben, der Herensabbat des Umsturzes da sein. Wird dann das in der Mitte liegende Südbrasilien, der Schauplatz der deutschen Kolonien, mit in den Strudel gerissen werden? Die Anknüpfung bei den Volksteilen, aus denen vor nicht zu langer Zeit die Fanatiker hervorgingen, wäre schnell da. Wer wird dann die beste Stütze der Erhaltung einer gesunden Staats- und Wirtschaftsordnung sein? Die deutschbürtige, christliche Koloniebevölkerung, wenn sie mit ihrem Zustand wirklich zufrieden sein kann und zufrieden ist.

Da kommen auch auf uns schwere Probleme wie schwarze Gewitterwolken zugewälzt und wenn wir Evangelischen, Geistliche und Laien, die Kirche des Wortes eben eine Kirche der Worte sein lassen, wenn wir vergessen, daß der Glaube nach Luthers Ausspruch ein tätig, schätzig Ding ist, denn werden wir hier nicht das Salz und der Sauerteig sein, die wir sein sollten.

Die Fragen des Bodenrechts und der Bodenreform, der Besteuerung von Land und Kapital, der Bemessung von Lohn und Gehalt, der Ruhbarmachung des spekulativen Mehrwerts für die Allgemeinheit, die ihn kauft, der Fürsorge und Versicherung der Kranken, Verunglückten, Altgewordenen, das sind Dinge, die nicht eigentlich kirchlich sind, aber von größter Wichtigkeit für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Erwäget nur zwei Beispiele: Ein junges Ehepaar, neue Anfänger, ohne viel Mittel, wie gewöhnlich, wird mit einem Kind beschenkt, das einen Geburtsfehler hat. Die Entstellung kann durch Operation ganz oder fast beseitigt werden. Ist es billig, ist es christlich, die Kosten der teuren Operation ganz auf den Schultern der jungen Eltern zu lassen, die dadurch auf Jahre hinaus schwer belastet sind? Der andere Fall. Ein Mann mit klugem Kopf und den nötigen Mitteln greift an einem Plage, wo er vielleicht gar nicht wohnt, bei einem Landgelegenheitskauf zu und veräußert nach kurzer Zeit mit hohem Gewinn weiter. Ist es nicht billig, ist es nicht christlich, daß er nicht bloß ein Almosen, nein, wenigstens ein Zehntel oder besser Viertel des unverdienten Mehrwerts für gute Zwecke, für Kirche, Schule oder Krankenhaus abgibt, zumal der neue Käufer, belastet genug, die Leistungen zu diesen Zwecken ungleich mehr empfindet? Das ist praktisches Christentum. So wird im tätigen Leben des Erwerbs aus dem Mammonsdiens ein Werk der aufopfernden Selbstentäußerung.

In Jesu Christo Geliebte! Vor Gott und Menschen und unserm eigenen Gewissen müssen wir klar und bereit sein zur Verantwortung, wenn wir bei aller Treue zum Staate, darin wir leben, unserem deutschen und evangelischen Wesen einen Dauerwert zu erkennen und es darum zu erhalten wünschen. Offenbar sind die Früchte des deutsch-evangelischen, persönlichen Glaubenslebens, wie wir ohne Rühmen sagen dürfen, in Fleiß, Arbeitslust, Ordnungsliebe, Friedfertigkeit und Bürgersinn der Bewohner. Haben sich nicht die Rekruten aus unseren Gemeinden, deren Pastoren zu einer Zeit so sehr als landesfeindliche Maitatoren verdächtigt wurden, alle zum Dienst gestellt, sind die Ausgelosten nicht alle angetreten, während gerade in den

Mittelpunkten des nationalen Lebens so viele sich um den Dienst drückten!?

Aber nicht bloß persönliche Tugenden dürfen und können es sein, die der Glaube hervorbringt, auch nicht bloß Werke der Nächstenliebe und Barmherzigkeit in der Fürsorge für Arme, Alte und Kranke, so hoch sie anzuschlagen sind. Was die Zeit von der Christenheit, von Gemeinden und Einzelnen fordert, das sind Taten der Lebens- und Wirtschaftsordnung im dienenden Geiste Jesu Christi, der uns alle zu Haushaltern und Knechten in seinem Reiche macht, nicht zu unumschränkt herrschenden und genießenden Eigentümern. Die Revolution wechselt nur die Rollen. Die von unten nur hoch Gelommenen schreien: Jetzt sind wir die Herren und prassen noch mehr als die früheren. Die christliche Lebensreform, die notwendige Ergänzung der alten Glaubensreform, macht alle immer mehr zu Dienern, im Haushalt des Reiches Gottes. Die Kirche, die das durchseht, wird nicht mehr sein eine Pastoren- und Lehrkirche, ~~sondern~~ wird eine wahre Volkskirche mit einem heiligen Kirchenvolk sein und die Regierung, die selbst im religionslosen Staate in diesem Geiste ihres Amtes waldet, verdient wirklich die Namen einer Regierung von dem Volke für das Volk.

Liebe christliche Freunde! Es ist vor nicht langer Zeit eine vortreffliche Schrift über die Kolonie Blumenau erschienen. Der Gründer und die Gründung, Erlebnisse und Ereignisse, Kämpfe und Nöte, Feste und Ferien werden darin wahrheitsgetreu dargestellt; auch von Kirche und Schule wird erzählt. Großes ist, von dürftigen Anfängen an, geleistet worden. Auch von persönlichem Christentum ist viel offenbar geworden. Die Wasser und Wälder des Itajahytales sind Zeugen geworden von lutherstarkem Glauben, von selbstüberwindender Liebe, von himmelsfrohem Hoffen der deutschen Auswanderer, die sich hier niederließen. Aber nicht bloß das Heil der einzelnen Seelen sucht der Heiland; sein Reich, eine Gemeinschaft heiliger Personen will er bringen und stiften. Wie? Konnte auch in dem genannten Buche geschrieben werden: Es hat sich hier eine bessere Erfüllung christlicher Gedanken auf dem Neugrund der Kolonie vollzogen als drüben in der alten Heimat? Noch ist es nicht der Fall. O, daß wir auch das erreichen möchten! Daß die viel umstrittene deutsche Kolonie auf brasilianischem Boden in erster Linie sei eine Kolonie des Reiches Gottes auf Erden. Amen.

A.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Blumenau. Der Wechsel im Pfarramt, der schon seit geraumer Zeit bevorstand, ist vollzogen. Nachdem am 9. Mai Herr Pfarrer Gabler im vollbesetzten Gotteshause seinen Abschiedsgottesdienst gehalten hatte, fand am Himmelfahrtstage die feierliche Einführung des neuen Geistlichen, Pfarrers Eberhard Neumann, statt, die Herr Pfarrer Gabler im Auftrage des Evangelischen Oberkirchenrats vollzog. Der Vorstand war vollständig erschienen, außerdem wohnten zahlreiche Gemeindeglieder der Ablegung des Gelübdes seitens des neuen Geistlichen und seiner ersten Predigt bei. Ein Lied des Frauenchors und eines des neugegründeten Gemischten Chors unter Leitung des bewährten Herrn Dirigenten Boettner verschönten die Feier. Herr Pfarrer Gabler, der drei schwere Jahre hindurch außer seinem Pfarramt Itoupava das Blumenauer verwaltete, ist am 16. Mai nach Deutschland abgereist. — Der Schreiber dieser Zeilen dankt ihm herzlich für alle treue Arbeit und ist gewiß, daß die Blumenauer Gemeinde dem zustimmen wird.

Gleichzeitig mit dem Blumenauer Pfarramt hat Pfarrer Neumann den Vorsitz der Evangelischen Pastoral-Konferenz und des Evangelischen Gemeinde-Verbandes übernommen.

Itoupava. Zum Pfarrer von Itoupava ist Pfarrer Moeller bestimmt worden. Ueber den Zeitpunkt seines Eintreffens ist noch nichts bekannt.

Brusque. Zum Pfarrer der Gemeinde Brusque ist vom Evangelischen Oberkirchenrat Herr Pfarrer Bornfleth bestimmt worden. Es ist mit großer Freude zu begrüßen, daß der Geistliche, der in São Bento sich so bewährt hat, wieder in unsere Arbeit eintritt, und es ist der kirchlich regen Gemeinde Brusque nur Glück zu wünschen.



Waisens-Opfer in Ost!

Evangelische Glaubensgenossen! Für ein Liebeswerk ohne gleichen rufen wir Euch diesmal zur Hilfe auf. Durch die polnischen Annektionen sind große Landstriche voll hochentwickelten deutschen Kulturlebens in den gärenden Strudel Osteuropas hineingezogen worden. Mehr als eine Million evangelischer Deutscher steht unter der Willkürherrschaft polnisch-katholischer Fanatiker! Nun gilt es die evangelische Kirche im polnisch gewordenen Osten vor dem drohenden Untergang zu bewahren!

Am Beispiel*) des Posenschen Gebiets, das schon im Dezember 1918 durch den polnischen Aufruhr dem Schutz deutscher Verwaltung entzogen wurde, kann man sehen, was unserer Glaubensbrüder im polnischen Staat wartet. Während der Aufrührerrämpfe wurden, wer weiß wie oft, unter wahnwitzigen Vorwänden evangelische Kirchen und Pfarrhäuser beschossen, beschädigt und durchwühlt, ja beraubt. Dann begannen die unerhörten Einperrungen vieler Tausender Deutscher in dem verächtlichen Kriegsgefangenenlager Szepiornno bei Kalisz, das einst als Durchgangslager für kriegsgefangene Russen eingerichtet worden war. Bei mangelhafter Unterbringung und völlig unzureichender Verpflegung mußten sich unsere Landsleute dort monatelang als Verbrecher behandeln lassen; ihr einziges Verbrechen war, Deutsche zu sein. Bei der Gefangenschaft hatte man es besonders auf die evangelischen Pastoren abgesehen. Nicht weniger als 46, etwa $\frac{1}{4}$ der vorhandenen, steckte man unschuldig in Haft, an ihrer Spitze den Generalsuperintendenten und Vorsitzenden den Posenschen Gustav-Adolf-Hauptvereins D. Blau. Ob durch solche schändliche Gewalttat zahlreiche evangelische Gemeinden verwaisten, ob Kirchen ohne Gottesdienst, Kinder ohne Unterricht, Kranke ohne Abendmahl, Tote ohne Grabfeier blieben, das kümmerte die von ihren billigen Erfolgen berauschten Gewalthaber nicht.

Erst im Herbst 1919 traten ruhiger Verhältnisse ein. Aber die Bedrängung der Evangelischen hörte nicht auf. Zwar redet man auf polnischer Seite viel von „Minderheitenschutz“ und der „altbewährten Duldsamkeit des polnischen Volks“, — die Geschichte der Gegenreformation in Polen zeigt uns ganz andere Züge; man denke nur an das Thorner Blutbad von 1724! Auch hängt man jetzt den Bedrückungsmaßnahmen meist vorsichtig ein Mäntelchen um, ja man lockt mit allerhand Versprechungen. Man bietet der deutschen Kirche polnische Silberlinge an, wenn sie nur das alte Mutterland vergessen und das neue Vaterland begrüßen möchte. Aber dann bricht immer wieder der unversüllte Haß hervor, mit dem unser evangelischer Glaube so gut wie unser deutsches Volkstum von den jetzigen Führern des polnischen Volks verfolgt wird. Den Bezug von Gesang-, Gebet- und Andachtsbüchern aus Deutschland hat man verboten und sich nicht geschämt, beim Erlaß des Verbots solche Bücher in eine Reihe mit „unsittlichen Schriften“ zu stellen. Dem Posener Diakonissenhaus hat man mit Gewalt einen polnischen

Arzt zum Aufpasser gesetzt; die Schwestern wollte man durch Nonnen ersetzen, das Besitztum völlig einziehen, so wie man bereits die evangelische Schloßkapelle wider alles Recht den Katholiken übergeben hat; jezt verlangt man die Anstellung eines katholischen Geistlichen für das evangelische Krankenhaus! Den evangelischen Pastoren wird rücksichtslos auferlegt, binnen wenigen Jahren die polnische Sprache zu erlernen; das heranwachsende Theologengeschlecht will man vom Besuch deutscher Universitäten absperren; die Berufung von Pfarrern aus Deutschland sucht man unmöglich zu machen. Evangelische Eltern, die ihre kleinen Kinder, weil die neue Regierung nur wenige deutsche Schulen hat bestehen lassen, in die katholische Schule ihres Wohnorts schicken, müssen vorher durch Unterschrift anerkennen, daß die polnische Schule keine Rücksicht auf die nationalen und religiösen Gefühle ihrer Kinder nehmen könne!

Von dem, was man unsern Glaubensgenossen als Deutschen im wirtschaftlichen und sozialen Leben an Schaden tut, wollen wir hier gar nicht erst reden. Viele Tausende von Bauern, Handwerkern, Beamten waren gezwungen, dem Lande den Rücken zu kehren, um wenigstens ihre Freiheit zu retten, wenn man schon ihre Wohlfahrt vernichtete. Dadurch sind die evangelischen Kirchengemeinden schwer betroffen. Vielfach gehen sie auf $\frac{2}{3}$ ihres Bestandes an Seelen und erst recht an Steuerkraft zurück. Noch ist unabsehbar, wie künftig die zur Erhaltung der Pfarrer, Lehrer, Kantoren, Diakonissen usw. nötigen Mittel aufgebracht werden sollen. Woher gar sollen die ins Unermeßliche gestiegenen Summen für Bauten und Anschaffungen kommen?

Außer dem Posener Gebiet, das schon längere Zeit unter polnischem Joch leidet, sind nun seit kurzem auch die großen Städte Westpreußens und die Zipfel Ostpreußens und Schlesiens zu Polen gekommen, die der Friedensvertrag ihm zuspricht. Von den Abstammungsgebieten, d. h. von den westpreussischen Strichen bei Marienburg, Marienwerder, Deutsch-Enlau, vom ostpreussischen Masurienlande und von Oberschlesien hoffen wir, daß, wenn es nur wirklich zu einer freien Stimmenabgabe und zu gerechter Entscheidung kommt, die polnische Gefahr abgewendet wird; vom Freistaat Danzig glauben wir bestimmt, daß er allen polnischen Lodungen und Drohungen zum Trotz den deutsch-evangelischen Charakter der überwiegenden Mehrheit seiner Bewohner unerschüttert bewahrend wird.

An uns aber ist es, den Kämpfern drüben, den Verteidigern ihres Lebens wie ihrer Ehre die Waffen zu schmieden und allen sonstigen Bedarf ihres Abwehrkampfes darzureichen, so wie es während des Krieges die Heimat für die Front zu tun berufen war. Laßt uns herzlich Anteil nehmen an ihrer Sache, die unsere Sache ist, laßt uns in den Zeitungen und Zeitschriften das unverdrossene Ringen unserer Brüder im Polenstaat um ihren Glauben und ihr Volkstum mit warmem Herzen begleiten; laßt uns ihrer in unsern Gebeten gedenken; laßt uns ihnen die Geldmittel spenden, deren sie bedürfen. Ein jedes Mitglied, jeder Freund des G.-A.-Vereins gebe 1920 seinen üblichen Beitrag zu unserm Werk noch ein zweites, gar ein drittes Mal, sei es auch aus eigenem Entbehren. Hat man uns doch bis jezt unsere herrlichsten Güter, unsern evangelischen Glauben, unser deutsches Fühlen nicht antasten dürfen! Wen Gott aber in den letzten Jahren gar mit Wohlstand gesegnet hat, der mache sich fertig, neben den vom Staat geforderten Reichsnotopfer ein von seinem Gewissen gebotenes Reichsgottesnotopfer darzubringen. Wir wollen uns an Opferwilligkeit von niemand übertreffen lassen! Nichts tut unsrer Zeit mehr not, als daß die Christenheit sich wieder in den vollen Strom der Liebe stellt. „Kein Haß erlöst vom Hassen, vom Haß erlöst nur Liebe“. Die Welt muß wieder wie in alten Zeiten mit Fingern auf uns weisen: Seht wie sie einander so lieb haben!

Gaben für die Ostlandsammlung des G.-A.-Vereins nehmen alle Pastoren, die Zweige, Frauen-, Hauptvereine und der Centralvorstand entgegen.

Leipzig, Ostern 1920.

Der Centralvorstand
des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung.

*) Ausführliches findet man in den Monatsheften des Gustav-Adolf-Vereins, die vom Centralvorstand, Leipzig, Weststraße 4, Postfachkonto Leipzig Nr. 61 387, für 6 Mark jährlich zu beziehen sind und in den von einzelnen Hauptvereinen herausgegebenen Gustav-Adolf-Boten.

Im Schatten des Kreuzes.

Von E. Evers.

(Schluß.)

Die Christine nahm die Tante in Schutz, und je mehr sie sich deshalb bemühte, desto erregter wurde der Meister. Er forderte sie auf, der Tante solche Torheit auszusprechen. Sie erklärte, daß sie der Stellung der Tante eine gewisse Be- rechtigung einräume.

Er hat die Tante niemals um ein Darlehen gebeten. Er hat dieselbe jahrelang nicht besucht, und wenn er einmal kam, war er ihr gegenüber schweigsam und kühl. Auch seine Schwester hatte er sich entfremdet. Die Mutter suchte dann und wann mit ihm eine Aussprache herbeizuführen über seine Stellung zu seinem Heiland und zu seinen nächsten Verwandten; aber er schnitt ihr stets mit einer schroffen Bemerkung das Wort ab, oder er entfernte sich, wenn sie die Rede auf diesen Punkt brachte. Im übrigen begegnete er seiner Mutter stets mit großer Ehrerbietung und suchte ihr die Wünsche aus den Augen herauszulesen, um dieselben zu erfüllen. Sie war in den ersten Jahren, da sie ihm den Hausstand führte, immer ge- brechlicher geworden und mußte schon damals sich auf den Stod stützen, um durch das Haus hinken zu können. Als er vier Jahre mit ihr zusammen gewirtschaftet hatte, führte er ihr seine Braut zu. Er hatte sich dieselbe aus der Nach- barschaft gesucht. Sie war die einzige Tochter einer braven Lehrerfamilie. Ein zartes, freundliches Angesicht hatte die Su- sanna. Erdengüter brachte sie dem Meister nicht ins Haus, aber sie war einfach, anspruchslos und wirtschaftlich. Als die Mutter davon redete, daß sie nun wieder zu ihrer Schwester ziehen werde, da hat die Schwiegertochter sie dringend, doch bei ihnen zu bleiben; und als die Mutter auf ihren fran- zen, gebrechlichen Körper hinwies, der immer mühseliger sich bewege, immer weniger schaffe und immer mehr der Pflege bedürfe, da hatte die Susanna im Ton herzlicher Liebe ge- antwortet:

„So gönne es mir, mein Mütterchen, daß ich dich pfe- gen und mich in deiner Liebe sonnen darf, so lange wir dich noch haben.“

III

„Mein Sohn,“ sagte die Mutter Dolmann, „ich weiß wohl, was du an unserer Susanna verloren hast. Habe ich nicht selbst aus ihrem freundlichen Angesicht und aus ihren blauen Augen die Geschichte einer großen Liebe herausgelesen, mit welcher sie dich und mich umfassen hielt? Ja, mein Peter, ich weiß deinen Schmerz zu schätzen, denn wenn du in ihr die Gefährtin deines Mannesalters verloren hast, so habe ich in ihr die Stütze meines Alters ins Grab sinken sehen. Ich bin dir stets dankbar dafür gewesen und werde dir dankbar bleiben mein Leben lang, daß du es mir gegönnt hast, daß ich mich mit dir in ihrer Liebe sonnen durfte.“

„Mutter,“ unterbrach er sie, „das war das rechte Wort, daß du dich in ihrer Liebe hast sonnen dürfen. Ja, sie ist uns eine Sonne gewesen, die Licht und Leben in unser Leben hat hineinleuchten lassen.“

„Aber sie hat's doch immer mehr erfahren,“ fuhr sie fort, „daß sie Licht und Leben nicht aus sich selbst hatte, und hat es mir in den letzten Wochen mehr als einmal ausgesprochen, daß es ihres Herzens Freude sei, bekennen zu dürfen: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Darin, mein Sohn, lag der größte Wert und die rechte Würde deiner Frau, daß sie fern von aller Eitelkeit in ihrem Heiland allmählich immer reicher geworden war durch den verborgenen Menschen des Herzens mit sanftem und stillem Geist.“

„Je weniger sie selbst sein wollte,“ sagte er, „um so mehr ist sie mir gewesen.“

Dann glitt sein Blick über die Gestalt seines Kindes, und ein Zug des tiefen, bitteren Schmerzes fuhr ihm durch das An- sichts. Einen Augenblick schwieg er, dann das Angesicht.

Einen Augenblick schwieg er, dann fuhr er fort: „Du hast ge- sagt, Mutter, daß ich nicht fragen dürfe, warum mir Gott das getan habe; aber wenn ich gar nicht an mich denken wollte, — wenn ich nur auf mein Kind sehe, nur einmal meine Au- gen hinwende auf das schwache, hilflose Wesen, muß ich dann nicht fragen, — muß ich nicht fragen, wenn ich dich ansehe, der sie so gern eine Stütze sein wollte, und der ich nichts sein kann — muß ich dann nicht fragen, warum Gott, der doch die Liebe ist, dem Kinde die Mutter und dir die Tochter ge- nommen hat?“

„Mein Sohn,“ erwiderte sie in mildem Ton, „er hat es getan, damit du mitten im Schmerz, der dich niederwarf, seine starke Hand fühlen solltest, welche dich aufrichten will; damit in der Totenstille, die dich umgibt, deine Seele stille werde in Gott, daß du alles Murren und Hadern verstummen lässest. Er hat es getan, mein Sohn, damit du es immer mehr erfahrest, daß das Band, welches dich mit deiner Su- sanna verknüpfte, noch ein anderes war als Fleisch und Blut, und daß du es lernest, dem Psalmisten das Wort nachsprechen: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“

Er schwieg zu solcher Rede, ging schweigend durchs Haus und ging schweigend zu dem Bau, den er draußen vor der Stadt auszuführen hatte. Er war ein tiefbetrübter, schweig- samer Mann. Auch mit seiner Mutter redete er in den fol- genden Tagen nur wenige Worte. Er hatte mehrere größere Bauten draußen auf den Dörfern übernommen und hatte sich deshalb Pferde und Wagen angeschafft. Die Pferde und der Arbeitswagen waren schon vor dem Todestage seiner Frau angekommen, heute war von der Fabrik ein neuer bequemer Jagdwagen geliefert. Er hatte schon zu Lebzeiten seiner Frau gesagt, daß er denselben recht bequem wolle machen lassen, damit auch die Mutter mit der Susanna ihn dann und wann benutzen könnte. Die Mutter hatte denselben von ihrem Fenster aus bewundert. Es war ein sonnenheller Frühling- tag zu Anfang des Aprilmonates. Mit dem nächsten Sonn- tag begann die stille Woche; heute abend wurde im Gottes- hause die Passionsandacht gehalten. Als das Gefährt draußen vor der Tür hielt, trat der Sohn zu seiner Mutter ins Zim- mer und fragte:

„Mutter, möchtest du nicht heute abend zur Kirche fah- ren und an der Passionsandacht teilnehmen?“

Ihr kam eine solche Frage aus seinem Munde sehr un- erwartet.

„Ja, danke dir, Peter,“ erwiderte sie; „aber ich kann doch nicht ohne fremde Hilfe in den Wagen hinein — noch aus demselben herauskommen.“

„Doch werde dich begleiten,“ sagte er.

Ein Schein der Freude glitt über ihr Angesicht. Er war zwar nach dem Tode seiner Frau schon einmal ins Gotteshaus gegangen; aber daß er nun mit ihr hinfahren wollte, war ihr doch wie ein Hoffnungsstrahl für ihr verwundetes Herz. Eine Stunde später saß sie mit ihm zusammen am Bettlein des Kindes. Sie sprach ihren Dank und ihre Freude darüber aus, daß er mit ihr zum Gotteshause fahren wolle. Er schwieg zu ihren Worten. Sie hatte in den letzten Tagen schon mehrere Male im Begriff gestanden, ihm ihren Traum aus jener Mit- tagsstunde zu erzählen. Der Traum stand ihr so deutlich vor der Seele und bewegte ihr das Herz; aber sie wußte, daß er auf solches Wort die Antwort haben würde: Träume sind Schäume. Sie hätte ihm auch von ihrem Traum nicht so er- zählen wollen, als ob sie selbst auf denselben eine Hoffnung für die Zukunft baue, sondern ihr selbst war der Traum nur eine Bestätigung dafür, daß sie um ihrer Kinder willen oft vor dem Angesicht ihres Herrn stehe, und daß sie für ihre Kin- der die Erhöhung ihrer Gebete hoffe. Auch heute wieder war's ihr so, als ob sie ihm die Lichtgestalt malen müsse, die ihr in jener Mittagsstunde vor dem geschlossenen Auge gestanden hatte. Aber sie schwieg.

Am Abend fuhren sie miteinander zur Passionsandacht. Sie hatten nur wenige Minuten zu fahren, aber Mutter Dolmann hatt in den letzten Jahren nur selten ins Gotteshaus kommen können, weil sie den Weg zu Fuß nicht zurücklegen konnte, und weil es eine Fahrgelegenheit vom Hause ihres Sohnes bis zur Kirche nicht gab. Dann und wann in der Sommerzeit hatte sie sich aus dem Krankenhause einen Fahrstuhl geliehen, um dem Gottesdienst beiwohnen zu können.

IV.

Ernst und eindringlich redete heute der Pfarrer über die Macht des Kreuzes Christi als von einer Macht, die dem Herzen Ruhe bringe in der Unruhe der Zeit, weil in der Vergabung, die vom Kreuz her fließe, das Herz stille werde, und von der heiligen Aufgabe, die das Kreuz jedem Erlösten stelle, da jenes Glück des Herzens nicht träge Ruhe, sondern ein Kräfte sammeln zur Arbeit sei. Dann tönte das Wort des Pfarrers aus in jene Mahnung des Apostels: „Vertraget einer den andern und vergebet euch unter einander, so jemand Klage hat wider den andern; gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Ueber alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Perfektion. Und der Friede Gottes regiere in euren Herzen, zu welchem ihr auch berufen seid in einem Leibe, und seid dankbar.“

Der Meister Dolmann war sehr schweigsam gewesen, als er mit seiner Mutter aus dem Gotteshause heimgekehrt war; er war auch in den nächsten Tagen sehr schweigsam.

Vor vierzehn Tagen war ein Brief von der Christine gekommen; es war ein kurzes Schreiben, in welchem sie dem Bruder ihre Teilnahme aussprach und ihn hinwies auf den Trost, den er allein bei seinem Heiland finde. Der Brief war viel später gekommen als manche andere von solchen Personen, die ihm fern standen. Er hatte denselben zu den andern gelegt und hatte seiner Mutter nichts weiter gesagt, als daß die Schwester geschrieben habe.

Heute ist der Montag in der stillen Woche. Dunkle Wolken hängen über der Erde, der Wind streicht übers Feld, und dann und wann fährt der Regen aus der Wolke heraus, jagt übers Gefilde und schlägt an die Fenster. Hinter dem Fenster sitzt die Witwe Dolmann in ihrem weichen Sessel. Sie schaut hinaus und denkt an das Wetter und denkt an das Kreuz, das den Menschen sonderlich in dieser Woche so hell ins Herz hineinstrahlt und hineinredet, und sie denkt in ihrem Sinn, daß solches Wetter wohl hineinpasse in die stille Woche; denn um das Kreuz herum müßte wohl das graue Gewölk der Erde wallen, daß es finster werde auf Erden, damit auf dunkeln Grunde das Kreuz um so heller strahle, und der Sturm tobe noch immer um das Kreuz, da es den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Torheit sei; und wieviel Tropfen fallen hernieder aus dem Gewölk der Erde um das liebe Kreuz! — Ah ja, das liebe Kreuz! Wie gut ist's doch, daß man bei allen Leiden dieser Zeit vom Kreuz reden kann, — vom Kreuz, welches ich meinem Heiland nachtrage. Ist in solchem Wort nicht Balsam bei der Wunde und Trost bei der Trauer? Ist nicht das des Christen Trost, daß man es weiß: mein Leiden ist ein Kreuz, das heißt es ist die Gemeinschaft der Leiden Christi? daß man fragen darf: Lasset auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht noch sich zieht? Daß man hoffen darf, mit ihm denselben Weg zu gehen: über Karfreitag auf Ostern, — durchs Kreuz zur Krone.

Mutter Dolmann faltet ihre Hände; ihre Lippen flüstern: „Mein Herr und Heiland, willst du nicht auch aus diesem Haus dir einen Simon von Cyrene herrufen auf deine Marterstraße? Willst du nicht auch mein Kind würdigen, daß ihm das Herz geläutert werde in der Glut, — wie Gold im Tiegel?“

Mutter Dolmann war mit der Magd allein im Hause. Ihr Sohn hatte draußen viel zu schaffen — sehr viel. Die Alte fuhr aus ihren Gedanken auf, denn eine kräftige Hand hatte an die Tür gepöckelt. Der Briefbote trat ins Zimmer und legte einen Brief in die Hand der gebrechlichen Frau. Sie las die Aufschrift und machte ein erstauntes Gesicht. Der Brief war an den Meister Dolmann gerichtet, kam aus Hesselhöhe und war geschrieben von der Hand der Christine. Das was durchaus nicht die Gewohnheit der Christine, alle vierzehn Tage an ihren Bruder zu schreiben. Mutter Dolmann legte den Brief auf den Tisch, der neben ihrem Stuhl stand. Eine Stunde danach kam der Meister. Sie reichte ihm den Brief; er öffnete denselben und warf einen Blick hinein. Es war ein langes Schreiben. Als er einige Sätze gelesen hatte,

ging er hinaus. Es währte wohl eine Stunde, bis er wieder kam. Als er das Zimmer der Mutter wieder betrat, hatte er den Brief der Christine in seiner Hand und überreichte denselben seiner Mutter.

„Mein treuer Bruder,“ so schrieb die Schwester, „schon seit einigen Wochen hatte ich die Absicht, einen ausführlichen Brief an dich zu schreiben und dir eine herzliche Bitte vorzutragen. Ich habe die Feder immer wieder zur Seite gelegt. Durch die stille Woche aber kann ich nicht hindurchgehen, ohne dir mein Herz ausgeschüttet zu haben. Ich habe es schon seit langer Zeit gefühlt, daß ich dir gegenüber ein bitteres Unrecht begangen habe, und daß ich es verdient habe, in meinem Hause einsam zu sitzen und zu wissen, daß ich eine Person bin, die keine Liebe erntet, weil sie niemals Liebe gesät hat. Die Tante hatte wohl auch ihr besonderes Christentum; aber ich habe sie in ihren Schwächen und Fehlern bestärkt, habe selbst diese Fehler angenommen und habe in dem Wahn gelebt, daß ich im Glauben stände, bin im pharisäischen Hochmuth dahingegangen und habe aus dem Worte Gottes mir dasjenige herausgesucht, was mir paßte, um andere verurteilen zu können, und habe es vermieden, mein Herz und mein Leben im Spiegel des Gotteswortes anzusehen. In der Abneigung gegen dich habe ich die Tante stets bestärkt. Manchmal mag dies geschehen sein, ohne daß es mir selbst so recht zum Bewußtsein gekommen ist, und ich habe gemeint, damit ein gutes Werk zu vollbringen. Zwar hat die Tante ihr Testament gemacht, ohne vorher mit mir darüber geredet zu haben; ich konnte also scheinbar mit Recht dir gegenüber behaupten, daß ich bei dieser Angelegenheit völlig unschuldig sei; aber weil ich jahrelang daran gearbeitet hatte, die Abneigung der Tante gegen dich zu bestärken und zu mehren, und weil ich mich bestrebt, die Tante auch der Mutter zu entfremden, darum muß ich mich doch schuldig fühlen. Ja, mein Bruder, ich habe es verdient, daß du dich von mir abgewandt hast und mich verachtest. Mein Hochmuth hat mich arm gemacht, mein Hochmuth, der um so verächtlicher war, weil er sich in den Mantel des christlichen Glaubens gehüllt hatte. Die Unzufriedenheit habe ich genährt, die Unzufriedenheit, die ihre Schätze zählt, um zu sehen nicht, was sie hat, sondern zu sehen nur, was ihr fehlt. Ich meinte reich zu sein, und da ich die Augen aufschlug, sah ich, daß ich bitterarm sei. Ich meinte, daß ich unter meines Heilandes Kreuz stände und daß dies Kreuz mich schütze und segne für Zeit und Ewigkeit, und da ich recht zusah, erkannte ich, daß das Kreuz über mich fallen und zermalmen würde, denn das Kreuz trug die Inschrift: Tue Rechnung! Jede Wunde meines Heilandes ruft: Tue Rechnung! Der Gekreuzigte spricht: Solche Liebe habe ich dir gegeben und fordere dieselbe auch von dir. Mein laues, liebeleeres Herz ist zuschanden geworden vor solchem Wort. Verzeihe es mir, mein Bruder, daß ich dir diese Worte schreibe. Ich weiß wohl, daß du die vielen Worte nicht liebst; aber ich muß dich heute in mein Herz hinein schauen lassen. Ich habe schon lange die Absicht gehabt, dies alles an dich zu schreiben: deshalb zögerte ich, dir meine Teilnahme auszusprechen, weil jener Brief dir dies alles schon sagen sollte; aber ich konnt's damals noch nicht über mich gewinnen. Jetzt blicke ich auf zum Kreuz meines Herrn; dem Karfreitag kommen wir immer näher. Ich möchte am Gründonnerstag zum Tische des Herrn gehen, aber ich weiß jetzt, daß ich vor ihm nicht erscheinen darf und von ihm nicht gesegnet werden kann, wenn ich dich und die Mutter vorher nicht um Verzeihung gebeten habe. Ach, mein Bruder, schreibe mir, bitte, ein Wort — wenn du es kannst, — ein Wort der Vergebung. Ich bitte auch die Mutter um Verzeihung. Seid beide herzlich gegrüßt von eurer Christine.“

Langsam und bedächtig hatte die Mutter den Brief gelesen; dann und wann hatte sie inne gehalten und ihren Sohn angeblickt. Jetzt gab sie ihm das Schreiben zurück und fragte:

„Peter, willst du nicht deiner Schwester noch zum Gründonnerstag eine Antwort schicken?“

„Ich habe die Antwort schon geschrieben,“ erwiderte er. Sie blickte ihn erschrocken an.

„Du hast die Antwort schon geschrieben?“

„Ja, Mutter,“ sagte er, „ich wollte dich, bevor ich dieselbe abschide, nur noch fragen, ob es dir so recht ist; ich habe die Christine gebeten, am Mittwoch zu uns herüber zu kommen und am Gründonnerstag mit uns beiden zum Tische des Herrn zu gehen.“

Sie sah ihn staunend an. Dann quollen ihr die Tränen aus den Augen.

„Peter,“ sagte sie, „du willst dich mit deiner Schwester versöhnen?“

„Mutter,“ fuhr er fort, „ich will's ihr abbiten, daß ich schroff und unbrüderlich gegen sie gewesen bin, und ich will meinen Trost aus der Quelle holen, auf welche du mich hingewiesen hast. Bete für mich, Mutter, daß ich da finde, was ich suche.“

„Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen,“ erwiderte sie.

Am Mittwochabend kam Christine aus Hesselhöhe. Am nächsten Tage sind sie miteinander zum Tische des Herrn gegangen.

Am Nachmittage aber saßen Mutter Dolmann und ihre Kinder in trauriger Gemeinschaft neben einander. Vor den dreien stand der Wagen, in welchem das Kindlein schlummerte. Die drei aber redeten darüber, wie es nun eingerichtet werden sollte, da die Christine hier bleiben und das hilflose Kind und die gebrechliche Mutter pflegen werden. Dann glitt es der Alten wie lichter Sonnenschein übers Angesicht, und sie erzählte ihren Kindern von dem schönen Traume, den sie während ihres Mittagsschlummers am sonnigen Märztage geträumt hatte.

Der Meister mochte wohl eine Miene des Zweifels zu ihrer Rede gemacht haben. Die Alte blickte ihn lächelnd an und sagte:

„Mein Kind, manchmal mag wohl der Herr durch Träume reden, manchmal mögen auch die Träume Spiegelbilder unserer Hoffnung sein. Was wir von solchen Träumen halten, das soll uns nicht sonderlich ansechten. Daß wir heute hier bei einander sitzen, ist die Erhörung meiner Gebete. Das weiß ich gewiß. Schon seit langer Zeit habe ich den Heiland gesehen mit dem Kreuz in der Hand; und mit dem Kreuz winkte er euch beiden. Ja, Kinder, es war das Winken seines Kreuzes.“

Bei solchem Wort reichte sie ihrem Sohne die Rechte und ihrer Tochter die Linke. So saßen sie bei einander Hand in Hand. Sie saßen im Schatten des Kreuzes.

Direktor Johannes Spieker †

von der Rheinischen Mission ist am 19. Januar unerwartet schnell, nach dreiwöchigem, schwerem Leiden, von dem Herrn, dem er diente, heimgerufen worden.

Das Barmer „Missionsblatt“ berichtet über den Heimgegangenen:

„Mehr als drei Jahrzehnte, seit 1885, hat er seine ganze Kraft, sein bestes Wissen und Können in den Dienst unserer Mission gestellt. Was er in dieser Zeit als Lehrer und Erzieher der großen Schar der Rheinischen Missionare in allen Weltteilen gewesen ist, was er als Hausvater und Inspektor daheim im Missionshaus und in der Missionsgemeinde und draußen auf seinen drei Inspektionsreisen gewirkt, was er in den letzten dreizehn Jahren als Leiter des Gesamtwerkes geleistet hat, das ist nach dem Schriftwort: „Ich will dich segnen und du sollst ein Segen sein“ mit hineingewoben in den reichen Segen, den Gott in seiner Gnade von jeher auf unsere Rheinische Mission gelegt hat. In der unerschütterlichen Gewißheit, von Gott auf seinen Posten gestellt zu sein, hat sein starkes Wollen und unermüdeliches Arbeiten nur der Förderung des Werkes gegolten, dessen heilige Größe sein ganzes Denken erfüllte und dadurch nicht nur seinem beruflichen Leben die Klarheit und bestimmte Richtung und Begrenzung gab, sondern auch zum Inhalt seines allerpersönlichsten Lebens geworden war.“

Sein Verlust trifft uns um so fühlbarer, als seine besonderen Gaben ihn uns gerade jetzt dazu berufen erscheinen ließen, an erster Stelle an der Lösung der schweren Aufgaben mitzuwirken, die die gegenwärtige, sehr ernste Lage der Rheinischen, wie der gesamten deutschen Mission an eine Missionsleitung stellt. Wir beugen uns in stiller Ehrfurcht unter Gottes heiligen Willen und bitten alle uns verbundenen Kreise, sich mit uns zu vereinigen in dem Gebet, daß Gott unter allem Wechsel und Wandel der Zeiten und unter allem Gehen und Kommen der Menschenkinder uns und unserem Werk seinen Segen erhalte.“

Die Deputation der Rheinischen Missionsgesellschaft. Der Präses: Kommerzienrat E. Colmann, Langenberg.

Barmen, den 20. Januar 1920.

Präsident D. Voigts †

In der Nacht vom 29. zum 30. Januar ist in Berlin der langjährige frühere Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Wirtl. Geheimer Rat D. Voigts im Alter von 75½ Jahren gestorben. D. Voigts, der seit 1903 die oberste Stelle in der Preussischen Evangelischen Landeskirche bekleidete und zugleich den Vorsitz im Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß seit dessen Begründung führte, war am 1. Juni verflorenen Jahres aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand getreten. Große Verdienste hat sich der Verstorbene namentlich um die Förderung des Einigungswerks unter den deutschen evangelischen Kirchen erworben. Die Begründung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses war vor allem sein Werk, wie er auch hervorragenden Anteil hat an dem Zustandekommen des Evangelischen Kirchensbundes, zu dem der im letzten Jahre erstmals zusammengetretene Deutsche Evangelische Kirchentag in Dresden die Vorbedingung geschaffen hat.

Die Balkenkinder.

Auf meine Zeilen zu Gunsten der Balkenkinder ist mir eine Fülle von Briefen zugegangen, in denen die Aufnahme eines Kindes angeboten wird. Leider ist die Antwort, die ich darauf aus Köln-Marienburg erhielt, eine abschlägige. Es ist nicht möglich, Balkenkinder nach Brasilien zu senden, denn die Ueberfahrt ist zu teuer, und vielfach sind die Kinder nur Halbwaissen, der Vater ist erschlagen, die Mutter aber lebt und mag sich von ihrem Kinde nicht trennen. So muß ich allen den freundlichen Menschen, die Kinder aufnehmen wollten, antworten, daß dies nicht angängig ist. — Dagegen möchte ich herzlich bitten, doch Geld für diese Waisen zu senden, ich bin bereit, Summen entgegenzunehmen und nach Deutschland zu senden. Eine Quittung erfolgt im „Christenboten“. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Pfr. Neumann, Blumenau.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 6. Juni, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in der Belhath-Tiefe; 8 Uhr abends: Gottesd. in Blumenau.
Sonntag, 13. Juni, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Blumenau; 3 Uhr nachm.: Gottesd. in Rußland.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Anmerkung: Ich bin vom 1. bis 21. Juni beurlaubt, worauf ich besonders diejenigen hinweise, die im Juni getraut sein wollen.

Pfarrer Krause.

Evangelische Gemeinde Bommerode.

Sonntag, 6. Juni, 10 Uhr vorm.: Gottesd. in Benjamin Constant (unterer Bezirk), nachm. im oberen Bezirk.
Sonntag, 13. Juni: Gottesd. in Obere Rega.
Sonntag, 20. Juni: Gottesd. in Bommerode.
Sonntag, 27. Juni: Gottesd. in Ribeirão Grande.

Pfarrer Lange.

Evangelische Reisepredigt Bella Miança.

Sonntag, 6. Juni: Gottesd. in Trombudo.
Sonntag, 13. Juni: Gottesd. in Südarm; nachm. in Matador.
In Vertretung: Pfarrer Krause, Timbo.

Evangelische Gemeinden São Bento und Humboldt.

Sonntag, 13. Juni: Konfirmation und Feier des heil. Abendmahls in Campo Alegre.
Sonntag, 20. Juni: Gottesd. in S. Bento, anshl. Kinderlehre.
Sonntag, 27. Juni: Gottesd. in Humboldt.
Sonntag, 4. Juli: Gottesd. in S. Bento, anshl. Kinderlehre.
Sonntag, 11. Juli, 3 Uhr nachm.: Gottesd. in der Serrastrasse, Km. 82.

Sonntag, 18. Juli: Gottesd. in S. Bento, anshl. Kinderlehre.
Sonntag, 25. Juli: Gottesd. in Humboldt.

Pfarrer Ortman.